

Unser kleines Gefängnis

von BERNHARD SCHULZ

In jenen Tagen, die wir gerne als die „gute alte Zeit“ ansprechen, gab sich das Amtsgericht in meinem Heimatdorf mit drei Arrestzellen zufrieden. Die Zellen standen für gelegentliche Misstätigkeiten bereit, aber sie waren meist leer; denn gottlob bestand in unserem Dorf ein Mangel an krimineller Energie. Verurteilte, die länger als vier Wochen einsitzen mußten, wurden in das Gefängnis der Landeshauptstadt eingeliefert, wo sie Tüten kleben durften und eingeladen wurden, sonntags im Chor der Gefangenniskirche mitzusingen.

Da es sich für die Justiz nicht lohnte, mehr als drei Zellen zu betreiben, machte sich auch ein Wachtmeister nicht bezahlt. Deshalb war die Aufsicht über die Gefangenen einem Gartner übertragen worden, der im Krieg Feldwebel gewesen war. Er war der richtige Mann für diesen Posten.

Durch die Gitterstäbe konnten die Insassen auf die Glasdächer der Treibhäuser schauen und beobachten, wie

es dort grünte und die Frau des Feldwebels den Salat schnitt. Mittags reichte die Frau des Feldwebels den Gefangenen einen Blechnapf voll Suppe und einen Kanten Brot für den Abend, und das war dann die Abwechslung für den ganzen Tag.

Im Frühjahr erlaubte der Amtsrichter dem Feldwebel, die Gefangenen mit Gartenarbeit zu beschäftigen. Im Frühjahr drängten sich die Verurteilten um Absätze ihrer Strafe. Sie hatten Arbeit und Lohn, und in den Treibhäusern war es angenehm warm. Man spielte Skat, rauchte Pfeife, trank ein Glaschen, und der Entzug der Freiheit machte sogar Spaß.

Nun war es selbstverständlich nicht der Zweck der Strafe, daß sie Vergnügen hervorrief. Aus diesem Grund versuchte der Richter die Leute zu überreden, das Gesetz nicht zu brechen, aber dann geschah es eben doch. Es handelte sich in der Hauptsache um Schlägereien im Wirtshaus, Verset-

zung von Grenzsteinen und Diebstahl in Kolonialwarenläden. Ein Knecht bekam zehn Tage Gefängnis, weil er sich der Wildrieberei schuldig gemacht hatte.

Ein Wildrieb war für unsere bescheidenen Maßstäbe nahezu ein Verbrecher, und die Frau des Feldwebels weigerte sich, für den Mann zu kochen. „Da haben wir endlich einen Wildrieb“, sagten die Leute, „und nun lassen wir ihn verhungern.“

Einmal mußte der Feldwebel mitten in der Nacht eine Zelle aufschließen für den alten Johann Süß, der im Altenheim lebte und sich ständig beschwerte, er könne vor lauter Klamauk nicht schlafen. „Sie haben immer etwas zu feiern“, sagte er, „entweder ist es ein Geburtstag, eine Beerdigung oder eine Tabakspende.“ Und im Flüsterton fügte er hinzu: „Notfalls feiern sie immer wieder Kaiser Wilhelm.“

Johann Süß streckte sich auf der Pritsche aus und genoß das Gefühl, hinter den dicken Mauern geschützt zu sein. „Lassen Sie mich Staub wischen oder Kränze binden“, bat er, aber der Richter lehnte ab. „Du grundgütiger Himmel“, sagte der Richter, „das geht doch nun wirklich nicht, daß die Leute lieber im Gefängnis sitzen als zu Hause.“

Aber es ging eben doch, und Johann Süß lieferte den Beweis. Er war ein liebenswürdiger und beschiedener alter Mann, der Kutschen gewesen war und für den Doktor im Dorf Pferd und Wagen gepflegt hatte. Die Zeitung veröffentlichte einen Leserbrief, in dem der Richter aufgefordert wurde, dem alten Süß eine Zelle zu überlassen, ehrenhalber gewissermaßen, verdienter Mitbürger und so, aber daraus wurde dann doch nichts.

Die Welt war komisch, und das Gute daran war, daß diese Eigenschaft als das kleinere Übel betrachtet werden konnte.